



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notizen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ging von Cintra nach Lissabon zurück und durchmaß in wilder Unruhe bald seine Waffenplätze, bald seine Jagdgründe. Ihr aber, Fray Tellez, und ich, wir wußten, was ihn hielt, ihn zögern ließ! Die flüchtige Begeisterung, welche mein Gedicht hie und da im Lande geweckt, verbrauchte, an mein Ohr schlugen die Zornrufe, ja die Flüche derer, welche im Seezug nach Marokko Portugals Untergang sahen. Wüthet Ihr, welche Qualen ich erlitten, was es für Tage waren, an denen ich keinen Vorwand fand, der Gräfin Catarina meine Aufwartung zu machen und doch den König vor ihrer Thür von seinem Ross springen sah, was für Nächte, wo ich um das Schloß von Cintra kreiste, immer in der Furcht, ihm zu begegnen, von ihr kommend, zu ihr gehend! Stellt Euch vor, Tellez Almeida, daß Ihr um eines, Gott weiß welchen, aber um eines Euch heiligen Zweckes willen Euern Glauben gewechselt oder verleugnet hättet!

Senhor Luis, das geht zu weit, Ihr frevelt wider Gott, indem Ihr mich beleidigt! unterbrach ihn der Jesuit.

Stellt Euch das vor, fuhr Camoëns unerschüttert fort, und stellt Euch dazu vor, daß Ihr bangen müßtet, es umsonst gethan zu haben, und dann sagt mir, daß Ihr ruhig den Ausgang erwartet haben würdet. Die letzten Tage habe ich am stärksten gelitten, ich wähnte, der König müsse einen entscheidenden Schritt thun, und Donna Catarina könne dem Räte und der Obhut ihrer mütterlichen Freundin trogen. Und selbst heute, Fray Tellez, schleichen die Stunden. Aufatmen, klar sehen, klar fühlen werde ich erst wieder, wenn der König wirklich an Bord, wenn die Flotte hinweg ist! Wollte Gott, es wäre schon morgen um diese Stunde!

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Eine verborgene Quelle sozialistischer Ideen. Man fängt neuerdings an zu begreifen, daß, wenn auch des Menschen Gemüt bei der Geburt nicht die „unbeschriebene Tafel“ des Helvetius ist, doch bei Würdigung dessen, was der Mensch denkt und fühlt, dem bloßen „Unterricht“ bisher eine zu große, den tausenderlei Einflüssen aber, die in Haus, Straße und Gemeinde, in Umgangston, Umgebung und öffentlichen Erscheinungen, in feststehenden Begriffen, allgemein Gewünschtem und allgemein Gehaftem unaufhörlich auf den Menschen einströmen, eine viel zu geringe Bedeutung beigemessen worden ist. Unendlich vieles, was bedeutungslos oder doch von geringer Erheblichkeit zu sein scheint, reflektirt sich gleichwohl in den geheimnisvollen Quell unsrer Gedankenwelt hinein und kann dort, sei es durch die Häufigkeit seiner Wiederkehr, oder sei es durch den Zusammenhang mit einer gewissen, von einzelnen oder vielen verkamten Autorität, oder endlich durch die Wahlverwandtschaft mit gewissen, in uns lebendigen oder durch die Zeitverhältnisse in uns hineingetragenen Ideen, eine gewaltig gestaltende, nach Umständen auch umgestaltende oder zerstörende Kraft ausüben. Nichts in der

uns umgebenden Erscheinungswelt ist für die Art, wie wir denken und empfinden, gleichgültig; so gut man von einem „Gedächtnis der Materie“ gesprochen hat, so gut kann man von einer Empfänglichkeit des menschlichen Geistes als Ganzen für alle Bilder, die an ihm vorübergerollt sind, seit er zum Bewußtsein gelangte, sprechen.

Insbefondere der Zusammenhang dieser Einflüsse mit der Gesamtheit von Fragen, die wir als die „soziale Frage“ bezeichnen, kommt gegenwärtig immer weiteren Kreisen zum Bewußtsein. Man hat erkannt, daß die soziale Gefahr viel weniger in der wirtschaftlichen Lage des einzelnen Arbeiters als vielmehr in den Vergleichen liege, die sich auch dem geistig Trägsten heutzutage auf Schritt und Tritt aufdrängen müssen, sowie in den Empfindungen, mit denen die Masse unsrer Bevölkerung gewissen gesellschaftlichen Zuständen oder den Trägern derselben gegenübersteht. Hierauf fußend ist man weiter gegangen und hat die Eindrücke untersucht, die von Jugend auf in Haus und Familie des Arbeiters ihren Tummelplatz haben, und hat sich gefragt, welche notwendige Folgen unausgesetzt sich summierende und zum Teil sogar potenzierende Einflüsse dieser Art auf den durchschnittlichen Menschen mit seinen moralischen Kräften und seinen Auffassungs- und Vergleichungsfähigkeiten ausüben mögen. Wohl sind diese Beobachtungen noch mangelhaft geblieben und haben eine reife Frucht bis jetzt noch nicht getragen. Aber sicher ist schon heute, daß jeder Urteilsfähige das Gefühl hat, gerade diese Seite der sozialen Forschung dürfe in Zukunft nicht mehr vernachlässigt werden. Wir möchten im nachstehenden einen kleinen, anspruchslosen Beitrag dazu geben.

Die Menschen des Mittelalters hatten es leicht, ihre Persönlichkeit, ihren geschäftlichen Stolz und die Eigenart ihres Familienlebens kräftig auszubilden. War doch nicht nur die Burg des Ritters, sondern auch das Haus des Bürgers und in bescheidenem Sinne selbst die Hütte des kleinsten Mannes eine eigne kleine Welt für sich. Da wurde nicht nur erzeugt, was verkauft, und nicht nur dem die allerletzte Verarbeitung gegeben, was verbraucht werden sollte, sondern der ganze Kreislauf von Produktion und Konsumtion vollzog sich in großem Umfange unter der Leitung des einzelnen Mannes, und unter allen Umständen war jede einzelne Wirtschaft so sehr auf die eigne Thätigkeit und Tüchtigkeit, auf die eigne Kenntnis einer Menge von Arbeiten und Waaren angewiesen, daß das Gefühl der Unmittelbarkeit und Selbstständigkeit kaum einem Gegenstande des eignen Bedarfs gegenüber ganz verloren ging. In einer solchen Wirtschaft wurde gesponnen, gewebt, gebacken, gemästet, geschlachtet, gepökelt, geräuchert, eingemacht, gebraut, Seife gesotten, die Kleider (wenigstens die für den alltäglichen Bedarf) wurden angefertigt, Gemüse und Obst wurden im eignen Garten erzeugt, Obstwein bereitet, die Hühner wurden im eignen Hofe gehalten u. s. w. Ueber alle diese Dinge besaß man eignes Urteil und eigne Erfahrung, und die hierin liegende Extensivität war um deswillen nicht so gefährlich, weil ihr immer auf einem Gebiete eine sehr genaue intensive Kenntnis gegenüberstand, welche zu vielen andern Zweigen des produktiven und gewerblichen Lebens eine Art Schlüssel an die Hand gab. Da konnte dem Manne wohl das stolze Gefühl kommen, daß er für sich stehe, daß ein abgrenzbares Stück der Gesamtheit auf seinen ganz persönlichen Schultern ruhe, daß er Herr im Schoße seiner Familie und in seinem Anteile am wirtschaftlichen und sozialen Leben sei, und daß der Staat, die Stadt zc. wohl ganz gut und nötig seien, aber der Gedanke, die wirtschaftlichen Thätigkeiten vom Einzelnen auf die Gesamtheit übertragen zu wollen, nur in ganz überspannten, unpraktischen Köpfen entspringen könne und dabei etwas Krankhaftes an sich trage,

daß sowohl auf die sittlichen Dispositionen wie auf die wirtschaftliche Brauchbarkeit des Urhebers ein übles Licht werfe. Alle öffentlichen Einrichtungen waren dazu angethan, diese Richtung auf eine stolze, hie und da auch herbe wirtschaftliche Abgeschlossenheit des Einzelnen hin zu unterstützen. Dem Einzelnen war überall da, wo dies eben anging, eine ganz bestimmte Aufgabe im staatlichen Leben zugewiesen; wo nicht, so war diese Aufgabe doch wiederum einer bestimmten, abgegrenzten, gleichsam persönlichen Gesamtheit übertragen. Einen großen Teil seiner Aufgabe erblickte der damalige Staat darin, eifersüchtig darüber zu wachen, daß jeder innerhalb seiner Schranken bleibe; aber daß jeder das, was innerhalb dieser Schranken lag, als sein höchst persönliches Eigentum, ja als einen Teil seines Selbst ansah, das fand der Staat und fanden alle Einzelnen damals ganz in der Ordnung. Wie jedem andern, so durfte der damalige Vorstand einer Wirtschaft und der an dieselbe sich knüpfenden Rechte und Beziehungen auch dem Staate gegenüber sein volles Eigentumsrecht wahren, und der Gedanke, der Staat könne ihm dies kraft öffentlichen Rechts nehmen oder auch nur schmälern, konnte den Leuten gar nicht kommen. Da war denn auch von sozialistischen Ideen nirgends die Rede. Denn wohlgemerkt: diese ganze Vorstellungswelt, wie wir sie vorstehend skizziert haben, lebte nicht etwa nur in den Köpfen der Edelleute, der Patrizier und der Großhandwerker, sondern ganz ebenso in dem Kopfe jedes Bauern, jedes Zunfthandwerkers, ja jedes angesehnen Tagelöhners.

Wie anders heute! Man kann wohl sagen: keine Vorstellung ist in dem modernen Menschen stärker entwickelt als die seiner Abhängigkeit von dem ihn umgebenden Ganzen. Mit allem, was er hervorbringt oder dessen er in seinem Geschäfte bedarf, und weiterhin mit jeder Kleinigkeit, die er zu seinem eignen Verbräuche erwerben will, ist er auf eine unsaßbare, durchaus abstrakt ihm gegenüberübertretende Gesamtheit — bald Publikum, bald Verkehr, bald Börse zc. genannt — angewiesen. Nur wie Ueberbleibsel aus einer frühern Zeit ragen noch solche Verhältnisse in die unsrige hinein, wo der Handwerker für feste Kunden arbeitet, oder wo der Landmann, der Gärtner u. a. ihre Früchte, Gemüse, Kartoffeln direkt an Privatpersonen absetzt; wie lange wird es noch dauern, und die Konfektionsgeschäfte, die Magazine, die Markthallen haben auch dem letzten Rest dieser altväterischen Gewöhnungen ein Ende gemacht! Für den „Markt“ arbeiten, auf dem „Markte“ kaufen — das ist die Lösung. Was ist der Markt? Entweder ist es die Gesamtheit selbst, oder — es ist eine Anzahl von Personen, von denen die Gesamtheit zum eignen Vorteil dieser wenigen ausgebeutet wird. Diese „Ausbeutung“ hat längst aufgehört, ein bloßes Schlagwort sozialistischer Demagogen zu sein; durch alle Kreise der Bevölkerung geht der Schrei, daß die angebliche Freiheit des geschäftlichen Lebens sich in Wirklichkeit überall zu einem Monopol Weniger gestalte, und daß Produktion und Verkehr mit beängstigender Schnelligkeit überall auf den Weg geleitet werden, diese Konzentration zu einer immer allseitigeren und vollkommeneren zu machen. Ist es da zu verwundern, wenn der unbewußte logische Schluß sich in den Köpfen immer fester setzt: „Soll das geschäftliche Leben vor der Ausbeutung durch Wenige gerettet werden, so muß die Gesamtheit, welche ja doch durch dasselbe repräsentiert sein soll, es organisieren.“

Und wie kommen öffentliche Einrichtungen diesem Ideenkreise zu Hilfe! Alles — nicht etwa nur der Staat — drängt darnach, bald diesen, bald jenen Zweig des wirtschaftlichen Lebens in die Hände der Gesamtheit übergehen zu lassen. Bald im Interesse der Gesundheit, bald in dem des Schutzes gegen Verfälschungen, bald um armen Bevölkerungsklassen oder Kindern etwas Zuträgliches darzubieten, bald

um für eine Gemeindefasse ein gutes Geschäft zu machen, bald um Mißbräuchen zu steuern, tritt in zahlreichen, rasch auf einander folgenden Fällen der öffentliche Betrieb an die Stelle des privaten, und mit einer Geflissentlichkeit, die man manchmal fast als Gewaltfameit bezeichnen möchte, wird von vielen Seiten die Vorstellung geweckt und genährt, daß dies eigentlich das Natürliche, an sich Wünschenswerte sei. Wir sprechen nicht davon, inwieweit eine derartige Entwicklung richtig oder notwendig sei, das mag einer andern Betrachtung vorbehalten bleiben. Wir stellen hier nur die Tatsache fest, daß tausend Erscheinungen und Antriebe unsers heutigen öffentlichen Lebens dem Uebergange zahlreicher privater Betriebe in den öffentlichen Betrieb günstig sind, und daß daher in der Auffassung des Mannes, dessen Urteil sich hauptsächlich aus der Strömung der Tagesmeinungen und Tageserscheinungen bildet, dieser Uebergang sich leicht als etwas innerlich Notwendiges, das je eher, je lieber ganz verwirklicht werden sollte, darstellen muß.

Bedenkt man nun weiterhin, welche Unterstützung diese Strömung durch eine Reihe der glänzendsten Schöpfungen unsrer Zeit: durch Post, Schule, Heerwesen, durch den öffentlichen Eisenbahnbetrieb u. empfängt; bedenkt man, daß auch das Aktienwesen eine Art öffentlicher Betriebsform darstellt, und eine wie große Rolle dieselbe gerade an dem für unser wirtschaftliches Leben entscheidendsten Punkten (an der Börse und im Bankgeschäft z. B.) spielt; behält man endlich im Auge, daß der Geist der Gemeinamkeit und der Unterordnung des Einzelnen unter das Gemeinsame auch nach der Seite hin, wo von dem Einzelnen das Opfer wirtschaftlicher Selbstständigkeit verlangt wird, heutzutage unter den gepriesenen Bürgertugenden als die erste, wo nicht einzige angesehen wird, so wird man sich nicht mehr darüber wundern, daß die Dialektik auch des einfachsten Mannes durch die heutigen Zustände in eine bestimmte Richtung getrieben wird, die nicht anders als „sozialistisch“ genannt werden kann. Ob dies segensreich sei, ob der sozialistische Gedanke wirklich in diesem Umfange ein innerlich notwendiger sei, und ob dem nicht entgegengewirkt werden könne, das sind, wie gesagt, andre Fragen.

Herr Friedeberg aus Tilsit. Das Gefühl, welches wir bei Abfassung des Nachtrags zu unsern „Ostpreussischen Skizzen“ im vorigen Jahrgange der Grenzboten hatten: daß nämlich doch im großen und ganzen nicht viel Ernstliches gegen den sachlichen Inhalt dieser Skizzen einzuwenden sein müsse, hatten wir in bedeutend vergrößertem Maße, als wir in dem Schriftchen eines Herrn M. Friedeberg: „Bilder von der Ostgrenze. Studien und Skizzen“ als Anhang einen Angriff auf unsere Ostpreussischen Skizzen fanden. Denn der sachliche Kern dieses Angriffs ist so armseelig, und die ganze Sache soll so handgreiflich nur dem Herrn Friedeberg Gelegenheit geben, noch über einige untergeordnete Punkte seine Weisheit anzubringen, daß wir uns in der That mit dieser unsrer gegenwärtigen Abwehr sehr kurz fassen können. Handelt doch fast die Hälfte des ganzen Elaborats von Dingen (Memelschiffahrt u. dergl.), die mit den Artikeln der Grenzboten gar nichts zu thun haben, und beruht doch auch von dem übrigen ein ansehnlicher Teil auf bloßen Annahmen. Sachlich wird nur dreierlei bemängelt: was wir über den „Polonismus“ in Ostpreußen, was wir über die Zahl der „Lithauer,“ und was wir über die Universität Königsberg gesagt haben.

Daß wir für Ostpreußen „schlankweg eine Polenfrage konstruiert“ hätten, ja daß die Tendenz der sämtlichen sechs Artikel dahin gehe, eine solche für Ostpreußen nachzuweisen, ist einfach aus der Luft gegriffen, offenbar zu dem Zwecke, den „Ostpreussischen Skizzen“ einen offiziellen Ursprung und einen Zusammenhang mit den

neuen Polenvorlagen andichten zu können. Wir haben allerdings gesagt, daß die Eroberung Ostpreußens für das Deutschthum noch keineswegs vollendet sei, haben aber im übrigen lediglich auf gewisse, in Lebensweise und geselligen Verhältnissen noch vielfach vor handnen Reste polnischen Wesens hingewiesen und sogar ausdrücklich gezeigt, daß dieselben auf manchen Gebieten im Verschwinden begriffen seien. Wenn Herr Friedeberg einen matten Versuch macht, diese unsre Darlegung als gegenstandslos zu bezeichnen, indem er behauptet, „es sei nicht einmal wahr, daß die Anrede mit »gnädige Frau« und »gnädiges Fräulein« in der Provinz allgemein geworden sei,“ so zucken wir die Achseln und schweigen.

Die Zahl der „Lithauer“ haben wir auf 50 000 angegeben, indem wir dabei die Grenzlinie da zogen, wo sie allein eine scharfe ist: bei der gänzlichen Unkenntnis einer andern, insbesondere der deutschen Sprache, oder der Unmöglichkeit, sich in derselben zu verständigen. In diesem Sinne halten wir unsre Angabe aufrecht. Daß man von andern Standpunkte aus zu 100 000, ja vielleicht zu 150—200 000 kommen kann, wissen wir wohl. Eine über den Rückgang des Lithauertums von uns gemachte Bemerkung erkennt Herr Friedeberg selbst als richtig an; was er hinzufügt, verstehen wir nicht — jedenfalls hatte es mit dem Inhalte der „Ostpreussischen Skizzen“ nichts zu thun.

Was endlich die Universität Königsberg betrifft, so haben wir von früheren Berühmtheiten derselben überhaupt nicht gesprochen und haben dem Lehrkörper weder volle Tüchtigkeit noch den Besitz einiger, wenn auch allerdings nur weniger ganz hervorragenden Kräfte abgesprochen. Wir haben nicht gesagt, daß der „durchschnittliche Universitätsprofessor“ in Deutschland ein Mann sei, der literarisch und wissenschaftlich keine Beachtung verdiene; aber wir glauben nach wie vor, daß unter den von Herrn Friedeberg aufgeführten Namen (abgesehen von denen einiger hervorragenden Aerzte) nicht mehr als fünf oder sechs sind, die diesen Durchschnitt überschreiten. Herrn Felix Dahn rechnen wir allerdings zu diesen nicht.

Der Verfasser der „Ostpreussischen Skizzen.“



Literatur.

Mit Günst! Aus Vergangenheit und Gegenwart des Handwerks. Von Bruno Bucher. Leipzig, Fr. Wilt. Grunow, 1886. VIII u. 461 S.

In einer locker gefügten Reihe von Aufsätzen, die im Laufe zweier Jahrzehnte entstanden sind, sucht der Verfasser „der Günst weiterer Kreise die Werkstatt zu empfehlen.“ In dem einleitenden Kapitel „Zur Popularisirung der Kunst“ werden wir über die Lage der Dinge, die dringend zu eingreifendem Handeln auffordert, orientirt. Die Kunst muß populär werden, wenn sie nicht Modesache bleiben soll. Mit Recht wendet der Verfasser sich an den Staat, das Publikum und die Künstler mit seinen beherzigenswerten Vorschlägen, denn nur durch das Zusammenwirken dieser drei Faktoren läßt sich eine gedeihliche Wendung der Dinge erhoffen. Daß gerade die Kleinkunst berufen ist, die Vermittlerrolle zwischen der Monumentalkunst und dem Volksbewußtsein zu spielen, wird jedermann bereitwillig zugestehen und die Bestrebungen billigen, welche eine Förderung des Kunstgewerbes sich zum Ziele setzen. Der Kernpunkt der Frage, ob in unsrer Zeit auf diesem Gebiete die Handarbeit die Konkurrenz mit der Maschinenindustrie aufzunehmen imstande ist, wird